

(18. Fortsetzung.)

„Aber ich weiß es“, sagte er mit fester Stimme. „Ich weiß, daß Sie die unglücklichste aller Frauen wä- ren, wenn Sie in solchem Falle einer momentanen Regung Ihres Herzens folgen. Eine Frau wie Sie läßt sich wohl für den Augenblick von süßen Liebesworten betören, die schmeicheln sich ins Herz hinein, gleichsam wie leise Walzerklänge uns in einen falschen Traum hineinzuweisen können. Aber der Traum hält nicht ewig an, sobald die Musik verstummt ist, ist auch unser Traum zu Ende. Und bis an Ihr Lebensende nur Walzerklänge hören, das möchten Sie ja selbst nicht, gnädige Frau, eine Frau wie Sie am allerwenigsten.“

Sie antwortete gar nicht, aber deutlich merkte er ihr ihre innere Erregung an, sie that ihm leid, wie sie ganz blaß, mit großen, starren Augen neben ihm herricht.

„Es ist eigentlich eine schreckliche Aufgabe“, dachte Böhme, „anderen Leuten ihre Illusionen zu rauben und sie aus dem siebenten Himmel herabzuschleppen. Aber es muß sein, wenn sie Konrith wirklich heirathen sollte, wäre das Unglück gar nicht auszubedenken. Die Sache ging seine vier Wochen gut, dann langweilte sie sich bei ihm halbtodt. Und Konrith muß entweder überhaupt nicht heirathen oder ein junges Mädchen aus der Stadt, die einfach ertragen ist und die es versteht, ihn im Zaume zu halten. Das beste für ihn wäre wirklich, er bekäme eine Frau, wie Fräulein Emmy es ist. Die ist hübsch, nett und lebenswichtig und vor allen Dingen viel zu verständlich ertragen, um alle seine Thorheiten mitzumachen. Die würde ihn schon zu erziehen wissen. Wenn ich ihn hier erst glücklich losgerückt habe, will ich der Sache schon näherretzen.“

„Ist es Ihnen recht, Herr Leutnant, wenn wir nach Haus reiten?“ fragte Frau Konstanze plötzlich. „Ich habe mir heute doch zu viel zuge- traut, ich fühle mich doch noch sehr angegriffen.“

„Er sah sie an und da bemerkte er, daß ihre Augen voller Thränen standen, und er erriet, daß sie in diesem Augenblick ihre Liebe für Konrith be- araben hatte.“

„Er drängte sein Pferd an das Jürrige heran und ergriff ihre Hand.“ „Sind Sie mir böse, gnädige Frau?“

Sie schüttelte den Kopf und erwiderte seinen Händedruck. „Wie sollte ich wohl? Ich höre es ja aus jedem Ihrer Worte heraus, wie gut Sie es mit mir meinen.“

„Mit Ihnen und mit ihm“, gab er zur Antwort. „Denn sehen Sie gnä- dige Frau, ich bin doch an dem ganzen Unglück Schuld, und ich hätte mir mein ganzes Leben hindurch die schwersten Borewürfe machen müssen, wenn die Sache nicht wieder zurückgegangen wäre.“

„Sie mögen recht haben“, stimmte sie ihm bei, dann hat sie noch ein- mal: „Lassen Sie uns nach Haus reiten.“

Schon wollten er ihr beistimmen, da fiel ihm im letzten Augenblick der Bür- germeister wieder ein. So widersprach er denn: „Rein, gnädige Frau, das Hoffchste, was Sie thun können, Wer Sorgen und Kummer hat, soll sich nicht in seinen vier Wänden begraben, dort seinen trüben Gedanken nachhän- gen, immer über dasselbe nachgrübeln und sinnieren, sondern der soll hinaus- gehen in die freie Natur, die heilt am besten alle Wunden. Lassen Sie uns einen ordentlichen Galopp reiten, gnä- dige Frau, lassen Sie sich den frischen Wind um die Seiten wehen, das thut gut, das bringt Sie auf andere Ge- danten.“

Und ohne ihre Antwort abzuwar- ten, gab er seinem Pferd die Sporen und gleich darauf ließ auch sie ihr Pferd ausweichen.

„Nun, gnädige Frau“, meinte er, als sie endlich wieder langsam ritten, „hatte ich nicht recht?“

„Das schon, aber trotzdem möchte ich umkehren“, und mit einem müden Lächeln legte sie hinzu: „Auch Ihr Freund wird auf Sie warten.“

Er überhörte abthätlich ihre Worte und warf einen Blick auf seine Uhr.

„Wissen Sie was, gnädige Frau, ich mache Ihnen einen anderen Vor- schlag. Es ist jetzt halb sieben, wir reiten nach der Jürrige, selgen dort einen Augenblick ab, um uns aus- zuruben und auch die Pferde einen Augenblick sich verschmachten zu las- sen. Wir bleiben dort wenige Mi- nuten, genießen eine Kleinigkeit, und wenn Sie dann nach Haus kommen, haben Sie sich ganz wieder beruhigt, dann wird niemand Ihnen mehr etwas anmerken, dann haben Sie es nicht nöthig, auf jabböse neugierige Frauen Rede und Antwort zu geben.“

„Wohlhaben Sie recht“, und nach kurzem Besinnen willigte sie ein.

Nach einer Viertelstunde erreichten sie das mitten im Walde gelegene Restaurant, das uns diese späte Stunde flitz von Gästen schon ganz leer zu sein pflegte.

„Wo wollen wir Platz nehmen, gnädige Frau?“ fragte er, als sie

draußen auf der Weide, die muß erst eingefangen werden, aber lange kann es nun nicht mehr dauern, es ist schon einer nach ihr unterwegs. Wenn er Glück hat und die Kuh bald zu fassen kriegt, und wenn sie sich dann ruhig melken läßt, dann kann er ja bald mit dem Glas Milch zurück sein.“

„Ja, dann wollen wir das beste hoffen. Aber das sage ich Ihnen, länger als zehn Minuten warten wir nicht mehr.“

„Aber wird das nicht zu spät werden?“ meinte Frau Konstanze. „Wir haben noch einen langen Ritt zurück, und Sie kennen ja meinen Schwager, wenn ich nicht pünktlich zum Abendbrot zu Haus bin, ist seine gute Laune zum Teufel.“

„Ein wahres Glück, daß ich den Kellner instruirt habe“, dachte er, „denn wenn die gnädige Frau schon ihre Milch und ihr Butterbrot zu sich genommen hätte, dann gäbe es keine Möglichkeit mehr, sie hier festzuhalten.“

„Aber wo nur der Bürgermeister bleibt?“

Da erlöste auf der Landstraße der Galopp eines dahinstürmenden Pferdes, es erklang, als ob die wilde Jagd daherkäme.

„Was ist denn das?“ fragte Frau Konstanze erklaunt.

„Vielleicht ist es die Kuh, die für uns gemolken werden soll und nun ausgerissen ist. Da will ich doch gleich einmal nachsehen und behilflich sein, das Thier einzufangen“, und ohne ihre Erlaubniß abzuwarten, eilte er davon.

Der Bürgermeister war schon aus dem Sattel gesprungen und eilte ihm entgegen. „Wo ist sie, wo ist sie?“ fragte er ganz aufgeregt.

„Die gnädige Frau sitzt dort rechts in der Laube, aber Herr Hauptmann, die Sache war nicht ganz so einfach, wie ich dachte es hat sogar Thranen gekostet, wirkliche Thranen, alzu stür- misch dürfen Sie also nicht vorgehen.“

Aber der Bürgermeister hörte gar nicht hin, mit seinen Augen suchte er die Laube, und als er sie gefunden hatte, stürzte er auf sie zu.

Frau Konstanze stieß unwillkürlich einen leisen Schrei der Ueberraschung aus, als der Bürgermeister plötzlich vor ihr stand. „Mein Gott, wie kom- men Sie denn hierher?“ fragte sie ganz erstaunt.

„Das nenne ich eine Ueberraschung, was?“ fragte er glücklich. Dann sagte er mit beinahe bittender Stimme: „Wenn Sie es auch nicht wußten, gnä- dige Frau, daß ich kommen würde, haben Sie mich trotzdem gar nicht er- wartet, gar nicht im stillen gedacht: es würde doch sehr schön, wenn jetzt der Bürgermeister zu mir käme? Ich meine, nachdem Böhme Ihnen gesagt hat, wie ich Sie liebe — haben Sie da gar nicht den Wunsch gehabt, ich möchte es Ihnen auch persönlich sagen?“

Sein plötzliches Kommen hatte sie so verwirrt, daß sie das Komische dieser unvermittelten Liebeserklärung gar nicht begriff, sondern immer nur verwirrt wurde. Das Blut häm- merte in ihren Schläfen und der Puls schlug unrühig.

„Gnädige Frau“, hat er, als sie immer noch schwieg, „haben Sie denn nicht ein einziges freundliches Wort für mich? Ich bin zu Ihnen geilte wie ein Wahnsinniger, sehen Sie sich meinen Gaul an, der hat nicht einen einzigen trockenen Faden am Leibe, ich meine natürlich kein einziges trockenres Haar. Mir ist bei dem wilden Ritt sogar ein Nagel gerissen, aber ich bin trotzdem oben geblieben und bin immer weiter und weiter ge- rückt, nur um hierher zu kommen. Und nun bin ich hier und nun sage ich Ihnen gegenüber, wie ich es erwünsche, ganz allein mit Ihnen in der schönen Natur, und die untergehende Abend- sonne vergoldet die Blätter, tiefer Friede herrscht ringsum und ganz leise, kaum hörbar singen die Vögel ihr Abendlied. Sehen Sie, gnädige Frau, da muß einem ja das Herz of- fen werden, da muß man ja sagen, was so lange Still in unserm Innern gerührt hat, und Sie, gnädige Frau, haben nicht ein einziges Wort für mich, selbst die Hand haben Sie mir noch nicht einmal gereicht.“

Er hatte ihre Rechte ergriffen und sie wehrte ihm nicht, als er sie jetzt in der linken behielt.

„Gnädige Frau“, begann er von neuem mit bittender Stimme. „Sie wissen, wie ich Sie verehere seit dem Tag, an dem Sie mit zum erstenmal begegneten; ich weiß, es ist ein tündes Unternehmen, um die Gans einer so schönen Frau, wie Sie es sind, zu wer- den, aber ich habe es dennoch, vielleicht nicht mit solchen schönen Worten, wie Sie es gewohnt sind, aber meiner Na- tur, meiner Art entsprechend, ich habe nicht den Verlust gemacht. Ihnen vor- übergehend besser zu gefallen als sonst, um Sie dann später vielleicht zu ent- täuschen, sondern ich habe mich Ihnen so gezeigt, wie ich in alltäglichen Ver- den bin, und ich habe gehofft, daß ich Gnade vor Ihren Augen finde.“

Und nun, bitte, sagen Sie, darf ich hoffen, daß ich keinen allzu kühnen Traum gehegt, daß mein stiller

Wunsch in Erfüllung geht? Heiße, stürmische Liebe erwarte ich nicht, aber wahre Freundschaft und herz- liche Zuneigung, die anhält bis an unfer Lebensende.“

Nach immer hielt er ihre Hand in der seinen, und eine Blutwelle hatte ihr Gesicht überzogen. So hatte er noch nie zu ihr gesprochen, solche Lei- denschaft hatte noch nie aus seinen Worten herausgekungen, und jetzt erst merkte sie, daß er sie wirklich liebte, nicht mit der plötzlich aufbrau- senden Gluth eines Jünglings, son- dern mit der ersten Zuneigung eines reifen Mannes. Und auch für sie war die Liebe, die er ihr bot, die richtige, ihr würde keine plötzliche Ernüchterung folgen, keine Reue und keine Klage, sondern sie würde an seiner Seite ein ruhiges, dauernes Glück finden.

„Gnädige Frau“, hat er, als sie auch jetzt noch schwieg, „haben Sie denn gar kein Wort für mich, nicht ein einziges?“

Da hob sie zum erstenmal den Blick und sah ihn warm an, und sie sah seine Augen mit so herzlicher Liebe auf sich ruhen, daß ein seliges Glücksgefühl sie durchströmte.

„Wollen Sie es wirklich mit mir wagen?“ fragte sie.

„Ob ich will? Ich habe ja gar keinen anderen Gedanken, gar keinen anderen Wunsch, Gnädige Frau, ich beschwöre Sie, bitte, schiden Sie mich nicht fort.“

Da schüttelte sie nur leise lächelnd den Kopf, und schon war er aufge- sprungen und hatte sie in seine Arme geschlossen.

Böhme hatte von einem Verließ, aus die Vorgänge in der Laube beobachtet, und als er jetzt sah, wie der Bürgermeister die schöne Frau im Arme hielt und ihr Gesicht mit lei- denschaftlichen Küffen bedeckte, um- spielte ein stolzes Lächeln seinen Mund. „Meine Privatstunde von heute Morgen hat ja den besten Er- folg gehabt“, sagte er sich. „Na ja, ein tüchtiger Adjutant ist eben für alle Dinge zu gebrauchen.“

Dann schlich er leise davon und suchte den Kellner auf.

„Hat es nun lange genug gedauert, Herr Leutnant? Darf ich nun die Milch bringen?“

Aber Böhme schauderte zusammen. „Jetzt Milch? Nein, lieber Freund, für die haben wir jetzt keine Ver- wendung, die können Sie jetzt ruhig der Kuh zurückgeben. Jetzt bringen Sie nur gleich den Selt.“

die Betheiligung zu erlauben. Sie wünschte sich sehnlich, endlich einmal wieder ein Vergnügen mitzumachen und einen Nachmittag im Kreise der Offiziersfamilien zu erleben. Zuerst hatte der Vater allen ihren Wünschen ein entschledenes Nein entgegengesetzt, aber sie hatte nicht aufgehört zu bit- tend, und das hatte ihn schließlich ner- vös gemacht. „Du weißt, ich ändere meine Ansicht nie“, hatte er ihr er- klärt, „habe ich einmal nein gesagt, dann bleibt es auch dabei. Aber trotz- dem, wenn die Partie wirklich statt- findet, kannst Du meinetwegen daran theilnehmen.“

Mit einem Freundschrei war sie ihm um den Hals gefallen.

„Schon gut“, hatte er sie abge- wehrt, „freue Dich aber nur nicht zu früh. Man sagt zwar immer, die Vorfreude sei das Beste, aber sie ist auch zugleich das thörichte, was es gibt, denn nur zu oft kommt im letz- ten Augenblick immer noch etwas da- zwischen.“

„Gewiß“, aber ich wüßte nicht, wa- rum aus dieser Partie nichts werden sollte.“ Sie war an das Barometer ge- eilt, das zeigte immer noch auf Wind und gut Wetter. „Ich glaube nicht, daß irgend etwas uns die Freude verdirbt, das wäre auch zu schade.“

„Vielleicht doch nicht. Wie oft hat man im Leben nicht gerade von den Dingen, von denen man sich den größ- ten Gewinn verspricht, hinterher nichts als Ärger und Verdruß.“

„Vater, Du hast wirklich ein Ta- lent, mir die Freude zu verderben, das nicht hübsch ist.“

„Findest Du? Ich meine es gut mit Dir, und deshalb will ich Dich nach wie vor nach Möglichkeit davor bewahren, mit den Offizieren in Be- rührung zu kommen. Daß die sich sehr freuen würden, wenn Du einen von ihnen erörterst, kann ich mir ja denken, Du bist jung, hübsch, sehr wohlhabend, besiehst also alles das, was ein Leutnant sucht. Aber dafür danke ich, daß ich Dich nur groß ge- gen habe, um Dich dem ersten besten Leutnant, der um Dich anhält, zur Frau zu geben.“

„Aber Vater, bisher hat doch noch keiner angehalten.“

„Ich wolle's ihm auch nicht ge- rathen haben.“

„Es gibt doch aber auch sehr nette Leutnants“, nahm sie die Offiziere in Schutz.

„In den Augen der jungen Damen ist jeder Leutnant nett.“

„Da unterschätzst Du uns doch, Vater, so blind sind wir denn doch nicht, aber gerade hier im Bataillon gibt es wirklich sehr nette Herren.“

„Ich kenne keinen einzigen.“

„Aber ich, um nur einen zu nennen: den Leutnant Konrith.“

„Ach so, Du meinst, weil er diese Partie arrangirte. Er sollte auch was besseres thun, als solchen Unfug treiben, er sollte sich hinsetzen, arbeiten, Examen machen und auf die Kriegs- akademie und in den Generalstab ge- hen, das wäre viel gescheiter.“

„Du solltest ihn nur einmal näher kennen lernen, er ist wirklich ein sehr netter Mensch.“

Und es war Emmy Ernst mit ihren Worten. Auf den wenigen Gesellschaf- ten, bei denen sie mit ihm zusamen- getroffen war, hatte er ihre stets sehr gefallen, sie hatte Interesse für ihn ge- wogen und sie freute sich, so oft sie Gelegenheit hatte, mit ihm zusamen- zutreffen.

„Du müchtest mich eigentlich genug kennen, um zu wissen, daß ich ab- solut nicht neugierig bin. So habe ich auch nicht die leiseste Neigung, den Herrn näher kennen zu lernen, ich will überhaupt nichts mehr von ihm und den anderen Offizieren hören.“

Emmy brach denn das Gespräch ab, schon aus Furcht, daß ihr Vater wieder heftig würde und die ertheilte Erlaubniß zurückziehen könnte.

Als Konrith Emmys Zulage er- hielt, geriet er in nicht geringe Ver- legenheit. „Mich freut's, daß sie tomme, ihretwegen freut es mich sogar sehr, aber in meinem Interesse wäre

es mir doch lieber, der Vater hätte dieses Mal seine Abneigung gegen das Militär aufrechterhalten und ihr die Theilnahme verboten. Nun habe ich, Gott sei Dank, drei Damen, die mit mir im Boot fahren wollen, das sind, wie die Sachen heute liegen, zwei zu- viel. Neßly würde mich allerdings nicht weiter stören, die hat ja doch nur für Böhme Sinn und Interesse, aber Emmy kommt mir schrecklich in die Quere. Daß Frau Konstanze in meinem Boot mitfährt, ist ja selbstver- ständlich. Zwar habe ich sie noch nicht darum gebeten, aber trotzdem, ich wüßte auch wirklich nicht, mit wem sie sonst fahren sollte? Etwas mit dem Bür- germeister? Den habe ich, Gott sei Dank, zur Strecke geliefert. Er thut mir zwar sehr leid, aber er wird sich zu trösten wissen. Hat er so lange als Jungge- selle gelebt, kann er es auch weiter thun. Wer weiß, vielleicht wird er es später mit sogar noch einmal danken, daß ich ihn vor einem unüberlegten Schritt bewahrt habe. Man spricht zwar immer nur von den Jugendthor- heiten, aber in einem gewissen Alter macht man erst recht häufig dumme Streiche. Na, wie dem aber auch sei, auf jeden Fall hört Emmy mich, und sie wird auch die gnädige Frau stören. Auch die wird den Wunsch haben, mit mir allein zu sein, auch sie wird vor Ungebuld vergehen, endlich das erlösende Wort zu sprechen, und das kann sie nicht, wenn Emmy bei uns ist. Es hilft alles nichts, sie muß raus aus dem Boot, und Böhme und Neßly müssen auch raus, ich muß mit der schönen Frau ganz allein sein, an- ders geht es nun einmal nicht.“

So machte er sich denn daran, die ganze Befehlung der einzelnen Boote wieder umzumwerfen und alles neu zu bestimmen. Es war eine schwere Ar- beit, aber schließlich gelang's ihm doch.

Schon eine halbe Stunde vor der festgesetzten Zeit stand Konrith am Bootshaus, um die Ankommenden zu begrüßen. Als eine der ersten er- schien Fräulein Emmy, auch heute sah sie wieder ganz allerliebst aus, und nur zu deutlich verrieth sie ihre Freude. „Ich freue mich schrecklich, Herr Leutnant, ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie. Mein Vater ver- suchte mir zwar noch im letzten Augenblick die Laune dadurch zu ver- derben, daß er mir sagte, wir wären noch nicht fort, und man könne nicht wissen, ob nicht in der letzten Mi- nute doch noch ein Hinderniß einträte, aber ich habe mir dadurch die Stim- mung nicht verderben lassen.“

„Hat Ihr Herr Vater sich denn plötzlich in eine unheilvertündende Rossandra verwandelt?“ fragte er et- was mißmüthig. „Sehen Sie sich den Himmel an, gnädiges Fräulein, kaum ein Wölkchen trübt sein helles Blau, dazu der frische Wind, das trotzdem nur leicht bewegte Wasser, es wird eine herrliche Fahrt werden.“

„Das hoffe ich auch, und nicht wahr, es bleibt bei der Verabredung, ich fahre mit Ihnen zusammen? Ich meine natür- lich nur deshalb“, sagte sie leicht er- zählend hinzu, „weil ich hier in man- cher Hinsicht doch eine Fremde bin und da nachher nicht erst um einen Platz bitten möchte.“

(Fortsetzung folgt.)

Nervös nennt sich meist, wer andere nervös macht.

Mancher hätte eine andere Weltan- schauung, wenn er die Welt angeschaut hätte.

Wer hätte das für mädlich gehalten, J. Pierpont Morgan ist von einem englischen Kunsthändler übers Ohr gehauen worden. Das ist der beste eng- lische Witz, der seit langer Zeit verübt werden ist.

Prof. Merriam ist am Professor der politischen Wissenschaften an der Univer- sität in Chicago ernannt worden. Man hätte denken sollen, daß er nach seiner jüngsten Niederlage in der Mayors- wahl dort zu der Ansicht gekommen wäre, daß er nicht genug von Politik weiß, um andere etwas zu lehren.

12. Kapitel.

Frau Konstanze selbst hatte den Vor- schlag gemacht, ihre Verlobung noch nicht gleich zu veröffentlichen, sondern damit bis nach Beendigung der Dienstleistung des Bürgermeisters zu warten, sie wollte damit öffentlich zeigen, daß sie in erster Linie den Bür- germeister erhört hatte und daß sie auf dessen Zugehörigkeit zum Militär kei- nen Werth legte, denn daß dieser, so- bald seine Dienstzeit vorüber, seinen Abschied einreichen würde, war ja la- ange bei ihm schon beschlossene Sache. So hülfte man sich den anderen gegen- über in tiefes Schweigen und insolge- dessen schwamm Konrith noch immer in einem Meer von Glückseligkeit, in der Erinnerung an die schönen Stun- den, die er in der Nähe von Frau Kon- stanze verlebte, und in der seligen Ge- wißheit, daß sie ihn erhörte und die Seine werden würde. Und heute sollte das entscheidende Wort fallen. Nach langem Warten hatte der Himmel ge- rührt ein Gusehen gebracht, endlich wech- tete eine frische Brise, die für die näch- sten Tage ungenüht schien; auch die Vorbereitungen für die Regatta waren mit Wottres pure endlich beendet, und so sollte dem heute Mittag die schon lange geplante Segelpartie stattfinden. Konrith hatte schon gestern die Er- laubniß seiner Vorgesetzten eingeholt, er hatte es durchgesetzt, daß von ein Uhr Nachmittags an für die Offiziere überhaupt kein Dienst im Bataillon mehr statt fand, damit alle Herren sich betheiligen konnten, und nun hatte er noch alle Hände voll zu thun, um die allerley Vorkehrungen zu treffen. Gestern Abend hatte er durch Ordona- nungen die Aufforderung, sich heute Mittag präzis halb zwei Uhr an dem Bootshaus zu versammeln, ergehen las- sen, und er hatte die Freude gehabt, daß alle zusagten, sogar Major Weib- bard und Frau. Da hatte auch Haupt- mann Redring seinen Widerstand aufgeben müssen und für sich und für seine drei Damen zugestimmt. Leicht war ihm der Entschluß nicht geworden, aber was half's, wenn das ganze Of- fiziercorps mit seinen Damen theil- nahm, dann durfte er allein sich nicht ausschließen.

Auch Emmy Dupfel hatte die Er- laubniß erhalten, sich an der Partie zu betheiligen, allerdings, es hatte Bitten und Thränen genug gekostet. Sie hat- te sich seit dem Tag, da Konrith ihr von diesem Plan erzählt, auf den Ausfall gefreut, denn deshalb, weil sie erwartete, endlich etwas Näheres über die Verlobung zu erfahren, die die beiden Herren für sie planten. So hatte sie ihren Vater bestimmt, ihr

die Betheiligung zu erlauben. Sie wünschte sich sehnlich, endlich einmal wieder ein Vergnügen mitzumachen und einen Nachmittag im Kreise der Offiziersfamilien zu erleben. Zuerst hatte der Vater allen ihren Wünschen ein entschledenes Nein entgegengesetzt, aber sie hatte nicht aufgehört zu bit- tend, und das hatte ihn schließlich ner- vös gemacht. „Du weißt, ich ändere meine Ansicht nie“, hatte er ihr er- klärt, „habe ich einmal nein gesagt, dann bleibt es auch dabei. Aber trotz- dem, wenn die Partie wirklich statt- findet, kannst Du meinetwegen daran theilnehmen.“

Mit einem Freundschrei war sie ihm um den Hals gefallen.

„Schon gut“, hatte er sie abge- wehrt, „freue Dich aber nur nicht zu früh. Man sagt zwar immer, die Vorfreude sei das Beste, aber sie ist auch zugleich das thörichte, was es gibt, denn nur zu oft kommt im letz- ten Augenblick immer noch etwas da- zwischen.“

„Gewiß“, aber ich wüßte nicht, wa- rum aus dieser Partie nichts werden sollte.“ Sie war an das Barometer ge- eilt, das zeigte immer noch auf Wind und gut Wetter. „Ich glaube nicht, daß irgend etwas uns die Freude verdirbt, das wäre auch zu schade.“

„Vielleicht doch nicht. Wie oft hat man im Leben nicht gerade von den Dingen, von denen man sich den größ- ten Gewinn verspricht, hinterher nichts als Ärger und Verdruß.“

„Vater, Du hast wirklich ein Ta- lent, mir die Freude zu verderben, das nicht hübsch ist.“

„Findest Du? Ich meine es gut mit Dir, und deshalb will ich Dich nach wie vor nach Möglichkeit davor bewahren, mit den Offizieren in Be- rührung zu kommen. Daß die sich sehr freuen würden, wenn Du einen von ihnen erörterst, kann ich mir ja denken, Du bist jung, hübsch, sehr wohlhabend, besiehst also alles das, was ein Leutnant sucht. Aber dafür danke ich, daß ich Dich nur groß ge- gegen habe, um Dich dem ersten besten Leutnant, der um Dich anhält, zur Frau zu geben.“

„Aber Vater, bisher hat doch noch keiner angehalten.“

„Ich wolle's ihm auch nicht ge- rathen haben.“

„Es gibt doch aber auch sehr nette Leutnants“, nahm sie die Offiziere in Schutz.

„In den Augen der jungen Damen ist jeder Leutnant nett.“

„Da unterschätzst Du uns doch, Vater, so blind sind wir denn doch nicht, aber gerade hier im Bataillon gibt es wirklich sehr nette Herren.“

„Ich kenne keinen einzigen.“

„Aber ich, um nur einen zu nennen: den Leutnant Konrith.“

„Ach so, Du meinst, weil er diese Partie arrangirte. Er sollte auch was besseres thun, als solchen Unfug treiben, er sollte sich hinsetzen, arbeiten, Examen machen und auf die Kriegs- akademie und in den Generalstab ge- hen, das wäre viel gescheiter.“

es mir doch lieber, der Vater hätte dieses Mal seine Abneigung gegen das Militär aufrechterhalten und ihr die Theilnahme verboten. Nun habe ich, Gott sei Dank, drei Damen, die mit mir im Boot fahren wollen, das sind, wie die Sachen heute liegen, zwei zu- viel. Neßly würde mich allerdings nicht weiter stören, die hat ja doch nur für Böhme Sinn und Interesse, aber Emmy kommt mir schrecklich in die Quere. Daß Frau Konstanze in meinem Boot mitfährt, ist ja selbstver- ständlich. Zwar habe ich sie noch nicht darum gebeten, aber trotzdem, ich wüßte auch wirklich nicht, mit wem sie sonst fahren sollte? Etwas mit dem Bür- germeister? Den habe ich, Gott sei Dank, zur Strecke geliefert. Er thut mir zwar sehr leid, aber er wird sich zu trösten wissen. Hat er so lange als Jungge- selle gelebt, kann er es auch weiter thun. Wer weiß, vielleicht wird er es später mit sogar noch einmal danken, daß ich ihn vor einem unüberlegten Schritt bewahrt habe. Man spricht zwar immer nur von den Jugendthor- heiten, aber in einem gewissen Alter macht man erst recht häufig dumme Streiche. Na, wie dem aber auch sei, auf jeden Fall hört Emmy mich, und sie wird auch die gnädige Frau stören. Auch die wird den Wunsch haben, mit mir allein zu sein, auch sie wird vor Ungebuld vergehen, endlich das erlösende Wort zu sprechen, und das kann sie nicht, wenn Emmy bei uns ist. Es hilft alles nichts, sie muß raus aus dem Boot, und Böhme und Neßly müssen auch raus, ich muß mit der schönen Frau ganz allein sein, an- ders geht es nun einmal nicht.“

So machte er sich denn daran, die ganze Befehlung der einzelnen Boote wieder umzumwerfen und alles neu zu bestimmen. Es war eine schwere Ar- beit, aber schließlich gelang's ihm doch.

Schon eine halbe Stunde vor der festgesetzten Zeit stand Konrith am Bootshaus, um die Ankommenden zu begrüßen. Als eine der ersten er- schien Fräulein Emmy, auch heute sah sie wieder ganz allerliebst aus, und nur zu deutlich verrieth sie ihre Freude. „Ich freue mich schrecklich, Herr Leutnant, ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie. Mein Vater ver- suchte mir zwar noch im letzten Augenblick die Laune dadurch zu ver- derben, daß er mir sagte, wir wären noch nicht fort, und man könne nicht wissen, ob nicht in der letzten Mi- nute doch noch ein Hinderniß einträte, aber ich habe mir dadurch die Stim- mung nicht verderben lassen.“

„Hat Ihr Herr Vater sich denn plötzlich in eine unheilvertündende Rossandra verwandelt?“ fragte er et- was mißmüthig. „Sehen Sie sich den Himmel an, gnädiges Fräulein, kaum ein Wölkchen trübt sein helles Blau, dazu der frische Wind, das trotzdem nur leicht bewegte Wasser, es wird eine herrliche Fahrt werden.“

„Das hoffe ich auch, und nicht wahr, es bleibt bei der Verabredung, ich fahre mit Ihnen zusammen? Ich meine natür- lich nur deshalb“, sagte sie leicht er- zählend hinzu, „weil ich hier in man- cher Hinsicht doch eine Fremde bin und da nachher nicht erst um einen Platz bitten möchte.“

(Fortsetzung folgt.)

Nervös nennt sich meist, wer andere nervös macht.

Mancher hätte eine andere Weltan- schauung, wenn er die Welt angeschaut hätte.

Wer hätte das für mädlich gehalten, J. Pierpont Morgan ist von einem englischen Kunsthändler übers Ohr gehauen worden. Das ist der beste eng- lische Witz, der seit langer Zeit verübt werden ist.

Prof. Merriam ist am Professor der politischen Wissenschaften an der Univer- sität in Chicago ernannt worden. Man hätte denken sollen, daß er nach seiner jüngsten Niederlage in der Mayors- wahl dort zu der Ansicht gekommen wäre, daß er nicht genug von Politik weiß, um andere etwas zu lehren.



Sommergut! Aber, Frau Weis, Sie bringen ja ein ganzes grütelndes Quätz! Ich habe doch nur ein halbes ge- willt! „Ja, ich habe doch nur ein halbes ge- willt.“